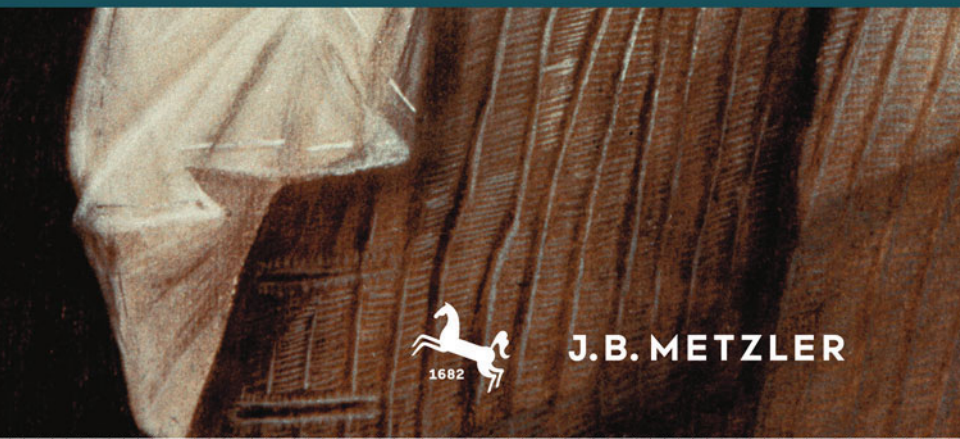




Rüdiger Görner

HÖLDERLIN

UND DIE FOLGEN



1682

J.B. METZLER



**J.B. METZLER**

Rüdiger Görner

# Hölderlin und die Folgen

---

J.B. Metzler Verlag

Zum Autor

Rüdiger Görner lehrt als Professor für Neuere deutsche und vergleichende Literatur an der Queen Mary University of London. Er ist zudem Schriftsteller und Kritiker. Korrespondierendes Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung sowie Träger des Deutschen Sprachpreises (2012) und des Reimar Lüst-Preises der Alexander von Humboldt-Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02651-4

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2016 J. B. Metzler Verlag GmbH, Stuttgart  
[www.metzlerverlag.de](http://www.metzlerverlag.de)  
[info@metzlerverlag.de](mailto:info@metzlerverlag.de)



Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem, säurefreiem  
und alterungsbeständigem Papier

Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart  
(Foto: Porträt von Franz Carl Hiemer, 1792 [akg-images])  
Typografie und Satz: Tobias Wantzen, Bremen  
Druck und Bindung: Ten Brink, Meppel, Niederlande

Den Freunden  
aus der Tübinger Zeit



*Le superflu, chose très nécessaire.*

Voltaire



*Aber sie können mich nicht brauchen.*

Friedrich Hölderlin

# Inhalt

---

- Einstimmende Erinnerung 11
- Hölderlin verfolgen, seinen Wortspuren entlang 15
- Hölderlins Sprachsinn 21
- Folgenreiches (I):  
Hölderlins poetische Sprach-Räume vermessen 33
- Folgenreiches (II):  
Hölderlin und Heimat 47
- Folgenreiches (III):  
Hölderlin und das rückblickend Seherische 59
- Der kulturkritische Hölderlin 65
- So geriet Hölderlin unter die Biographen  
und Herausgeber 77

Existenz und Parataxis: Hölderlin kontrovers denken –  
Adorno *versus* Heidegger 97

»Ein Zeichen sind wir, deutungslos«:  
Ein Nachleben in literaturwissenschaftlichen  
Deutungen 105

»Erinnerung an schwimmende Hölderlintürme«  
oder: Hölderlin dichten 117

.....  
»[...] bald aber sind wir Gesang«:  
Musikalische Hölderlin-Reflexionen 133

Abspann mit Peter Weiss  
oder: Hölderlin/Scardanelli als Medienereignis 145

Literatur 151



## Einstimmende Erinnerung

II

Ein Abend im Mai des Jahres 1991 nach Geschäftsschluss auf der Frankfurter Zeil. Ein laut Plakat aus Jena kommender Marionettenspieler verstaut seine Puppen in eine Reisetasche und zählt seine Münzen. Angetrunkene umlagern eine Bronzeplastik, und Jugendliche mit oder ohne Tätowierungen und Irokesenschnitt johlen auf ihren Roller-Skates.

Dann öffnet die Katharinenkirche ihre Pforten. Nicht weit von hier wohnten die Gontards im Palais *Weißer Hirsch* am Großen Hirschgraben, wo Hölderlin seine zweite Hauslehrerstelle inne hatte, zu einer Zeit als Goethes Mutter noch in der Nachbarschaft lebte ebenso wie die Dichterin Karoline von Günderrode und eine Zeitlang Hegel. Vor der Abendkasse am Kirchenportal bildet sich rasch eine Schlange. Einer fragt, ob es hier ermäßigten Eintritt für Aussteiger gebe; die Schlange Stehenden quittieren das mit müdem Lachen.

In der bis auf wenige Bankreihen an den Seiten ausgeräumten Katharinenkirche verhüllen Plastikfolien Boden, Stufen, Altar und Orgel. Chorfrauen erscheinen hinter dem Altar. In der Kirchenmitte kauert Friedrich Hölderlins Hyperion und erzählt von seiner Jugend, seiner Erziehung zum Idealisten,

seiner Liebe und wie sie sich in unstillbare Sehnsucht nach dem Unerreichbaren verwandelt habe. Die Chorfrauen, halb Musen, halb Erynnien, kommentieren Hyperions Leben und Scheitern.

Etwas aufglühendes Abendlicht fällt durch die bunten Kirchenfenster, verstärkt durch das Spiegelglas der Bankhochhäuser ringsum. Man hört eine verträumt klingende Glocke, so als erinnerte sie sich vage an die verstreichende Zeit.

Hyperion spielt seine Jugend, Diotima die ihre, umhüllt von Plastikfolien. Sie wirken dadurch bekleidet und entblößt zugleich, stark und verletzlich. Der sakrale Raum verwandelt sich in eine Opferstätte. Geopfert werden Liebe und Ideal, Hoffnung und der Glaube an eine neue Religion. Zurück bleibt das Gefühl von Vergeblichkeit und Irritation. »So kam ich unter die Deutschen«, räsoniert Hyperion, in Frankfurt gespielt von einem Türken namens Ömer. Er sagt, was nicht im Text steht aber stehen könnte: **IMMER STEHEN WIR MIT EINEM FUSS IM FREMDEN.**

Dann ruft er mehrmals *Diotima*, obwohl sie neben ihm steht. Sie versuchen eine Umarmung, greifen ins Leere, entfernen sich dabei immer mehr voneinander. *Diotima*. Die Geliebte als Pseudonym. Natürlich durfte sie im Roman nicht *Susette Gontard* heißen. Und Hyperion nicht Hölderlin. Wie viel Mühe hatte es Hölderlin gekostet, *Diotima* von *Susette* zu trennen und sich von Hyperion, frage ich mich. Konnte die Arbeit am Roman sein Begehren aufheben oder steigerte es sich noch dadurch? Und wie war ihr, *Susette*, beim Lesen des *Hyperion* zu mute? Was empfand sie? Wir wissen es nicht, wissen nie das Entscheidende. Wem sonst als Dir. Gab es je eine innigere Widmung als diese Ellipse? Hölderlin trug sie ein in den zweiten Band seines *Hyperion* 1799, den trotz eifriger Bemühungen des Verlegers, Cottas immerhin, damals kaum jemand zur Kenntnis nehmen wollte. *Wem sonst als Dir.*

Warum aber diese Folien im Kirchenraum, die man sonst nur bei Renovierungsarbeiten sieht? Sollen durch sie die Konturen des Wirklichen ins Fließen geraten, ganz so wie Hyperion seine Welt in Hölderlins Roman wahrgenommen hat? Sein Idealismus hindert ihn daran, den wahren Charakter seiner Umwelt zu erkennen. Hyperions Gefühlsstärke und Begeisterungsfähigkeit rauben ihm die Besinnung und somit den Sinn für das Mögliche. Sein visionärer Weitblick steht wirklicher Einsichtsfähigkeit entgegen. Aus Hyperion wird schließlich ein ernüchtert Suchender. Und doch obsiegt am Ende die Hoffnung: »Wie der Zwist der Liebenden, sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streite, und alles Getrennte findet sich wieder.«

Noch der umnachtete Dichter konnte mit der Hand auf sein »Tischle« schlagen, wenn er Streit gehabt hatte – »mit seinen Gedanken!«, wie Lotte Zimmer nach Aussage ihres späteren Untermieters, Ernst Friedrich Wyneken, überlieferte.

Nichts kann trügerischer sein, als sich auf Hölderlin berufen zu wollen. Seine Dichtung sanktioniert nichts, was wir heute tun. Was sie »stiftet« ist die Anforderung, sich mit einer unerhörten Sprache auseinanderzusetzen, sprich: mit dem, was im Deutschen an poetischer Unerhörtheit möglich ist.

Eine Anthologie nach dem Muster »Mit Hölderlin durch das Jahr« wäre unsinnig, ganz gleich wie viele Gedichte er über Saat und Ernte, Sommer und Winter, Heimkunft und Abschied geschrieben hat. Denn diese Gedichte sind keine Wegbegleiter, sondern ein schwindelerregender Gratwandel für jeden Leser.

»Was ist es, das / An die alten seligen Küsten / Mich fesselt, daß ich mehr noch / Sie liebe, als mein Vaterland?« Nicht selten sind wir versucht, mit Hölderlins Fragen zu antworten und mit seinen Behauptungen zu fragen. Haben wir aber noch die Gewissheit mit ihm zu sagen: »Wo aber Gefahr ist, wächst / Das Rettende auch?«? Wären wir etwa hymnisch ge-

nug gestimmt, um im Geiste seiner *Friedensfeier* guten Gewissens und freien Herzens ausrufen zu können: » . . . bald sind wir aber Gesang«?

Sollen wir wirklich Hölderlins Zeitgenossenschaft beschwören? Oder bleibt uns nur, seine Fremdheit zu konstatieren? Als man des Dichters hundertsten Todestages gedachte, geschah dies – man schrieb das Jahr 1943 – mit einer »Reichsfeier«, mit Kränzen des »Führers« und seiner Bildung vortäuschenden Paladine, mit dem »Schicksalslied« in der Vertonung von Johannes Brahms und einer unsäglichen Rede des vom Reichsstatthalter eingesetzten ersten Präsidenten der Hölderlin-Gesellschaft, des »Dichters« Gerhard Schumann (dessen Name um der Literatur willen auch gleich wieder zu vergessen ist). Auf diese gespenstische Weise sollte Hölderlin, kaum ein Vierteljahr nach Stalingrad, endgültig ideologisch vereinnahmt werden. Man mache sich jedoch die Mühe und lese einmal nach, wie sich – trotz aller Konzessionen an den braunen Zeitgeist und der auf ihnen lastenden Erwartungen der Partei-offiziellen – Paul Kluckhohn und der junge Friedrich Beißner in ihren beiden Gedenkvorträgen an jenem 7. Juni 1943 dennoch um ein differenziertes Hölderlin-Bild bemüht haben. Ein Jahr später ließ ein anderer Hölderlin-Verehrer dem vom Dichter geforderten »kühneren Wort« die denkbar kühnste Tat folgen: Claus Schenk Graf von Stauffenberg.

Die Nöte mit dem deutschen Vaterland, selbst die Vereinigungs- und Flüchtlingsprobleme, auch sie ließen sich mühe-los mit Hölderlin-Zitaten zieren. Doch Hölderlins Gegenwart beruht nicht darauf, dass wir aus seiner Dichtung Versatzstücke lösen (können). Er ist gegenwärtig durch sein Ringen um Zusammenhang in einer zerrissenen Welt. Die Unbedingtheit, mit der er seinem Willen zur Ganzheit Ausdruck zu verleihen suchte, berührt, ja erschüttert – sogar noch in seinen Fragmenten.

## Hölderlin verfolgen, seinen Wortspuren entlang

15

---

Irgendwann zwischen 1803 und 1805: Hölderlin übersetzt einige Fragmente Pindars und verfasst betont eigenwillige Anmerkungen dazu. Sie handeln von Weisheit, Wahrheit und Ruhe, vom Alter, dem Unendlichen, dem Höchsten und dem Delphin, von Asylen und dem Belebenden. Es handelt sich um poetische und diskursive Nachklänge zu seinen Pindar-Übertragungen des Jahres 1800, einer olympischen Hymne und pythischen Oden. Im Nachhinein lesen sich diese Übertragungen wie Einübungen in das, was man Hölderlins Spätwerk nennen wird, die großen Hymnen, gearbeitet nach dem Pindarischen Modell im Sinne einer »imitatio Pindari«, die damals bereits aus der Mode gekommen war. Dabei hatte Pindar seit Ronsards *Odes Pindariques* (1550), den englischen »Pindaricks« des 17. Jahrhunderts, Opitz' Ausruf »O meine Lust / Pindarisieren«, Klopstocks und Herders Begeisterung für dieses ebenso klassische wie regellose Vorbild lange hoch im Kurs gestanden. Die Vorlage, die Hölderlins benutzte, befand sich auf dem höchsten Stand philologischer Forschung der Zeit: Es war die Pindarausgabe des Begründers der modernen Altertumswissenschaft, Christian Gottlob Heyne, von 1798.

Hölderlin ist nur unzureichend zu verstehen, wenn man nicht von Anbeginn seine Hinwendung zur griechischen Kultur, insbesondere zu Sophokles und Pindar, aber auch zu Sappho berücksichtigt. Antikes und Modernes »rissen« an ihm, um eines seiner bevorzugten Worte aus jener Zeit zu gebrauchen. Beidem setzte er sich mit einer Entschiedenheit aus, die selbst im Verhältnis zur deutschen Griechenlandbegeisterung ungewöhnlich war. In einem Brief vom 4. Dezember 1801 schreibt er:

Ich habe lange daran laboriert und weiß nun daß außer dem, was bei den Griechen und uns das höchste sein muß, nemlich dem lebendigen Verhältnis und Geschick, wir nicht wohl etwas gleich mit ihnen haben dürfen.

Aber das eigene muß so gut gelernt sein, wie das Fremde. Deswegen sind uns die Griechen unentbehrlich. Nur werden wir ihnen gerade in unserem Eigenen, Nationellen nicht nachkommen, weil wie gesagt, der freie Gebrauch des Eigenen das schwerste ist.

Laborieren und – womöglich vergeblich – Lernen. Das Pädagogische hatte er als Hauslehrer erprobt – in Waltershausen und Frankfurt, in Hauptwil und bald darauf in Bordeaux. Dabei hatte auch das Hauslehrerdasein ihn auf die Probe gestellt. Bestehen konnte er diese Proben nicht. Der »freie Gebrauch des Eigenen« – ein für sein Dichten wie für sein Leben zentrales Konzept Hölderlins – wurde ihm wichtiger, so sehr er sich um eine liberale Erziehung seiner Privatschüler bemüht hatte.

In der Dritten *Pythischen Ode* Pindars übersetzte er: »Klein im Kleinen, Groß im Großen / Will ich sein; den umredenden aber immer mit Sinnen / Den Dämon will ich üben nach meinem / Ehrend dem Geschick.« Was ihn an dieser Pindar-Stelle interessiert haben mag? Das Wahre der menschlichen Maß-

verhältnisse ebenso wie der Wert der Sinne. Aber ließ er sich »üben« oder bilden, dieser »Dämon«? Wohl auch der Dämon »riß« an ihm, setzte ihn inneren Spannungen aus, die sich zunehmend mühsamer bewältigen ließen: »Weißt Du die Wurzel alles meines Übels? Ich möchte der Kunst leben, an der mein Herz hängt, und ich muß mich herumarbeiten unter den Menschen [...].«

Doch die Pindarischen Stich- oder Keimworte und mehr noch Hölderlins Anmerkungen dazu zeigen, dass ihm dieses »Herumarbeiten unter den Menschen« durchaus wichtig war. Den »deutschen Charakter« nennt er in einem Brief an den (Halb-)Bruder, den späteren Verwaltungsbeamten, Weinbauexperten und Altertumsforscher Karl Gok, ein »ungeheures Brachfeld«, das es »umzuackern« gelte, und zwar durch das Verfassen von politischen Reden, etwa über »den Mangel an Natursinn bei den Gelehrten und Geschäftsleuten, über religiöse Sklaverei«, über »Zünfte, Stadtrechte, Kommunrechte«.

»Wie geht es denn in Eurer politischen Welt?«, fragt er im selben Brief vom März 1798. Im November jenes Jahres wird er zusammen mit seinem politisch noch radikaleren Freund, Isaak von Sinclair, den Rastatter Kongress besuchen, wo die Vertreter der schwäbischen Stände das Projekt einer Schwäbischen Republik vorstellen sollten. Und vier Jahre später finden sich beide Freunde auf dem Regensburger Reichstag wieder, wo durch den Reichsdeputationshauptschluss die Selbstabschaffung des Heiligen Römischen Reiches vollzogen wurde und mit ihr auch die Aufhebung der Privilegien reichsfreier Städte. Nicht überliefert ist, wie Hölderlin darauf reagierte. Aber sein Interesse am Leben der antiken Polis ist bekannt; wahrscheinlich erschien ihm die reichsstädtische Lebensform, er hatte sie in Frankfurt unmittelbar kennengelernt, als eine Art Übertragung dieses antiken Modells. Hölderlins politisches Bewusstsein dürfte sich in seinem Wunsch spiegeln

haben, als poetischer Erzieher, vorausdenkender und -spürender Dichter durch Poesie öffentlich zu wirken. (Seine große Hymne *Friedensfeier* – eine Reaktion auf den Frieden von Lunéville vom Februar 1801, der den Zweiten Koalitionskrieg gegen Frankreich beendete und es Napoléon ermöglichte, die linksrheinischen Gebiete zu annektieren – war von ihm, dem Vorwort nach zu urteilen, ursprünglich offenbar als poetisches Pamphlet gedacht gewesen.) Doch stand diesem Wunsch die bittere Einsicht gegenüber, dass seine Landsleute ihn übersähen. Bevor er nach Bordeaux geht, gesteht er seinem Freund Casimir von Böhlendorff in einer seiner erschütterndsten Briefpassagen im Brief vom 4. Dezember 1801:

Ich bin jetzt voll Abschieds. Ich habe lange nicht geweint. Aber es hat mich bittere Tränen gekostet, da ich mich entschloß, mein Vaterland noch jetzt zu verlassen, vielleicht auf immer. Denn was hab' ich lieberes auf der Welt? Aber sie können mich nicht brauchen. Deutsch will und muß ich übrigens bleiben, und wenn mich die Herzens- und die Nahrungsnot nach Otaheiti triebe.

Intim vertraut mit den geistigen Strömungen seiner Zeit, dem Pietismus und Jakobinismus, mit Kantianismus und Rousseauismus, mit der verfassungsrechtlichen Struktur der Schweiz und gewissen Umsturzplänen in Hessen-Homburg und in Württemberg, war Hölderlin jedoch auch bestrebt, sich von seinem politischen Bewusstsein zu emanzipieren um der »Reinheit« seines Dichtens willen. Hölderlin gestand (sich ein): »Am Ende ist es doch wahr, je weniger der Mensch vom Staat erfährt und weiß, die Form sei, wie sie will, um desto freier ist er.« Oder in der Sprache der Pindar-Fragmente ausgedrückt: »Und anderes denk in anderer Zeit.«

Eines der übersetzten Fragmente gilt dem »Asyl«. Hölder-